

Aníbal Quijano: *Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika*. Wien & Berlin: Turia + Kant 2016, 122 Seiten

Im deutschen Sprachraum wird erst allmählich bewusst, dass „postkoloniale Theorie“ ein weltweites und vielstimmiges Geflecht von Debatten ist. Eine theoretische Leerstelle ist dabei der Marxismusbezug, eine geografische sind die Diskussionen außerhalb des anglo-indischen Raums. Es ist daher nur zu begrüßen, dass einer der wichtigsten lateinamerikanischen Stimmen in den Auseinandersetzungen mit dem Fortwirken des Kolonialismus, der im Mai 2018 verstorbene peruanische Soziologe Aníbal Quijano, in deutscher Sprache zugänglich gemacht wird.

Quijano war bereits in die Auseinandersetzungen um die Dependenztheorie seit den späten 1960er Jahren involviert. Schon in diesen Arbeiten ließ sich eine starke Referenz auf den Marxismus bei gleichzeitiger Kritik an jenen Lesarten erkennen, die sich in schematischen und eurozentrischen Ableitungen genügten. Seit den späten 1980er Jahren nahm Quijano diese gedanklichen Fahrten wieder auf und intervenierte in mehreren Texten zu Fragen von Kolonialismus, Kapitalismus, Eurozentrismus, Rassismus, Demokratie und dem Begriff der „Moderne“. Der vorliegende Essay wurde im Original erstmals im Jahre 2000 veröffentlicht. Er schöpft mit „Kolonialität der Macht“ einen Leitbegriff der jüngeren kritischen sozialwissenschaftlichen Diskussion in Lateinamerika, insbesondere aber jener AutorInnen, die sich unter dem Begriff „dekoloniale Theorie“ gesammelt haben. Darunter versteht Quijano ein Muster von Machtausübung, das durch die Kolonisierung Amerikas geschaffen wurde und bis heute fort dauert. In ihm sind die Logiken der globalen Kapitalakkumulation, der weltmarktorientierten Kontrolle über Arbeitsprozesse, der Herrschaft (und ihrer Rechtfertigung) durch rassialisierte und genderisierte Hierarchien sowie einer eurozentrischen Wissensproduktion auf engste miteinander verbunden. Quijano kann verdichtend zuspitzen, die Verschränkung übersetzt sich in „kolonial/modern“, ein Adjektiv ohne Lesepause.

Was er über jene Vorstellungen zu sagen hat, die in Europa zur Legitimation von imperialer Expansion, kolonialer Ausbeutung und rassialisierten Klassifikationen bei gleichzeitiger Ausrufung von Menschenrechten und anderer Universalien geschaffen wurden, wird LeserInnen, die mit postkolonialen Theorien vertraut sind, durchaus bekannt vorkommen. Das Spezifische an seinem Denken liegt indes an der Zusammenführung und bedachten Kombination weiterer theoretischer Stränge: Erstens schafft es eine reflektierte Marxismusanverwandlung, die auf der Bedeutung von Kapitallogiken und globalen Aneignung von Arbeit beharrt, zugleich jedoch unilineare Geschichtsvorstellungen und schematische Formationsfolgen zurückweist. Schon früh prägte Quijano die Idee einer „historisch-strukturellen Heterogenität“ des modernen Kapitalismus. Eine zentrale Referenz seines Denkens bildet dabei der peruanische Marxist José Carlos Mariátegui (1894-1930), der neben der Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Arbeits- und Gesellschaftsmodi auch ein besonderes Augenmerk auf politisch-kulturelle Praktiken legte.

Zweitens betont Quijanos Denken die Bedeutung von „Arbeit“, d.h. von unterschiedlichen Arbeits- und Ausbeutungsformen in der lateinamerikanischen

Geschichte – nicht als archaischem Widerpart zur kapitalistischen Moderne (und ihrem „Normalfall“, dem Lohnarbeitsverhältnis), sondern als ihrem integralen Bestandteil. Drittens legt es einen gleichzeitigen Fokus auf das politische und kulturelle Eingebettetsein sozioökonomischer Verhältnisse: auf den Nationalstaat und das jeweils spezifische Maß der demokratischen Teilhabe an diesem, auf die Mechanismen von Inklusion/Exklusion, die ganze Bevölkerungsteile außerhalb des vom Nationalstaat imaginierten Raums halten (und so verstärkter Ausbeutung aussetzen), sowie auf die diskursiven Praktiken, die solche Ein- und Ausschlüsse ermöglichen. Viertens zeigt es die zentrale Rolle von *raza* auf, also die rassialisierten Hierarchien bei der Konstituierung des Kapitalismus im globalen Maßstab sowie bei der Konstituierung der nationalen Gesellschaften und ihrer politischen Ordnungen. In dieser Hinsicht ist „Kolonialität der Macht“ ein Konzept, das auf die Hierarchisierungsbedürftigkeit des modernen Kapitalismus verweist – und damit in vieler Hinsicht näher an Vivek Chibbers Betonung der Differenzierungsfolgen in der Universalisierungstendenz des Kapitals als am identitären Differenzdenken anderer postkolonialer AutorInnen steht.

Quijano teilt einige der schiefen Ebenen der postkolonialen Diskussion: die Tendenz, „Europa“ zu essenzialisieren und zu homogenisieren, oder die epistemische Abschirmung der historischen Erfahrung Lateinamerikas durch Anrufung eines inkommensurabel „Eigenen“. Bei ihm kommt noch ein eigenartiger Kontinentalpatriotismus hinzu, der geschichtlich nicht ganz stichhaltig Lateinamerika immer wieder als primär und singulär bei der Herausbildung der Moderne hervorhebt. Der über weite Strecken historisch argumentierende Quijano ist für geschichtlich Interessierte zudem bisweilen schwer verdaulich: Die Ausführungen zur Entstehungsgeschichte des modernen Rassismus und seiner Spezifika bleiben oberflächlich; die Typologie der historischen Arbeitsformen gerät zu schematisch; und seine negative Beurteilung der importsubstituierenden Entwicklungsstrategien seit den 1930er Jahren (sie hätten nichts an der Kolonialität der Macht geändert) scheint unausgewogen.

Einen spanischsprachigen theoretischen Essay deutschsprachigen LeserInnen anzubieten, ist eine intellektuelle Vermittlungsleistung, die im umfassenden Sinne des Wortes „über-setzt“. Alke Jens und Stefan Pimmer haben erkennbar umsichtig und reflektiert das Begriffsrepertoire Quijanos übertragen. Das spanische „*raza*“ kann auch auf Deutsch nur „*raza*“ bleiben, „*capitalistas señoriales*“ als „oligarchisch geprägte Kapitalisten“ ist gleichermaßen präzise wie gewitzt; das an vielen Stellen unpassend wirkende „Bevölkerungsgruppen“ für „*pueblos*“ wiederum wirft die Frage auf, in welchem Maße sich deutsche Sprachsensibilitäten über ein Denken aus einer anderen Weltregion stützen dürfen, das in diesen Belangen nun einmal einen anderen Ort hat.

Quijanos Essay leistet auf kurzen Raum viel: Er zeigt, wie lebendig und in eigener Art in Lateinamerika über die Rolle des Kolonialismus beim Entstehen der heutigen, vieldimensional ungleichen Welt diskutiert wurde. Und er bringt Stränge und theoretische Gesichtspunkte zusammen, die ansonsten über viele Bücher, unterschiedliche

(oft verfeindete) Schulen und DenkerInnen verteilt sind – ein Modus, den sich zu eigen zu machen sich lohnt.

David Mayer

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v40i1-2.13>

Sammelrezension zu Boaventura de Sousa Santos

Epistemologien des Südens. Gegen die Hegemonie des westlichen Denkens. Münster: Unrast Verlag 2018, 384 Seiten (2018a)

The End of the Cognitive Empire. The Coming of Age of Epistemologies of the South. Durham: Duke University Press 2018, 375 Seiten (2018b) (<https://doi.org/10.1215/9781478002000>)

Das im deutschsprachigen Raum praktisch unbekannte und daher leider unterbewertete Werk des portugiesischen Soziologen Boaventura de Sousa Santos, einer der Mitbegründer des Weltsozialforums zu Beginn des Jahrhunderts, besticht vor allem durch seinen unerschütterlichen, „tragischen Optimismus“ (2018a: 11) bezüglich der Möglichkeit, eine andere Welt zu erkämpfen. Seine von Ernst Bloch inspirierte *docta spes*, gelehrte Hoffnung (2018b: 97), und seine bei Blaise Pascal entlehnte, enttheologisierte Wette (2018a: 169) auf die mobilisierende Macht des *Noch-Nicht* speisen sich dabei vor allem aus den konkreten Kämpfen und den während dieser Kämpfe produzierten und eingesetzten alternativen Wissensformen, „knowledge-born-in-struggle“ (2018b: 1), eines anti-imperialen, nicht-geografischen Südens. Dieser setzt sich aus denjenigen sozialen Gruppen zusammen, die seit dem Beginn der westlichen Moderne im späten 15. Jahrhundert systematisch der Gewalt und Unterdrückung von sich ständig erneuernden Formen von Kapitalismus, Kolonialismus und (Hetero-)Patriarchat sowie eurozentrischer Wissensproduktion ausgesetzt waren (2018b: 120).

Die eurozentrische Wissensproduktion spielt dabei Sousa Santos zufolge eine Schlüsselrolle, weil sie als Grundpfeiler der „Epistemologien des Nordens“ nicht nur zur Reproduktion dieser „drei Formen der modernen Herrschaft“ beigetragen hat bzw. ihnen in vielerlei Hinsicht sogar konstitutiv ist, sondern weil ihre fast ausschließlich auf den Prämissen der modernen Wissenschaft ruhenden Praktiken eine weitere globale Form von Ausgrenzung erschaffen haben: kognitive Ungerechtigkeit, eine auf dem systematischen Unsichtbarmachen und/oder der Verschwendung anderer, nicht-wissenschaftlicher Wissensformen basierende epistemische Gewalt, die im schlimmsten Fall zu einem Epistemizid, der Ermordung von Wissen, führt (2018a: 141). Pikanterweise erkennt der Autor diesen Hang zur epistemischen Überheblichkeit, z.B. im Sinne einer theoretischen Avantgarde, auch auf der (sozialwissenschaftlichen) Linken, inklusive negativer Folgen für das seines Erachtens immer mehr erschöpfte, westlich-zentrierte politische Vorstellungsvermögen und seiner Fähigkeit, starke Antworten auf die starken, paradigmatischen Fragen unsere Zeit zu finden (2018a: 39). Sousa Santos' eigene starke Antwort ist ein epistemologischer